DRINNEN

Foto: Ernst Schmiederer

IOANA TOMESCU aus Bukarest lebt als Tierschützerin in Wien

Alles für Hunde und Katzen

Eine Rumänin in Österreich: Ioana Tomescu, 36, lebt seit Jänner als Leiterin der Tierschutzprojekte von Vier Pfoten in Wien

Kein Blut. Am liebsten wäre ich Tierärztin geworden. Aber ich vertrage den Anblick von Blut und verletzten Tieren nicht, daher studierte ich Architektur. Als aber die Tierschutzorganisation Vier Pfoten eine Mitarbeiterin suchte, bin ich eingesprungen. Fast sieben Jahre lang war ich zunächst in Rumänien tätig, bevor ich nach Wien kam. Einigen Tausend Tieren habe ich das Leben gerettet oder ein besseres Leben ermöglicht.

Schon als Baby hatte ich immer Tiere um mich. Ich bin in Bukarest in einer Stadtwohnung aufgewachsen, aber wir hatten immer mindestens drei Hunde und mehrere Katzen um uns. Es gibt sehr viele streunende Hunde in der Stadt. Das ist teilweise die Folge der unglaublichen Zerstörungen der Ceaușescu-Jahre: Wenn ein Viertel niedergerissen wurde, mussten die Menschen fortziehen, und dann ließen sie ihre Hunde einfach zurück. Die Behörden versuchen das Problem zu lösen, indem sie streunende Hunde in grauenvollen Tötungsstationen umbringen. Wir Tierschützer kämpfen dafür, dass sie geschlossen werden. In einer dieser *killing stations* habe ich vor sechs Jahren auch meinen Luca gefunden. Es war Liebe auf den ersten Blick: Ich wusste, ich würde nicht ohne ihn nach Hause fahren.

Nach Afrika. Derzeit beschäftigt mich unser Großkatzenprogramm: Im September werden wir 13 Löwen aus dem ehemaligen Safaripark Gänserndorf und zwei weitere aus Rumänien nach Südafrika transportieren, wo wir ein Schutzgebiet eingerichtet haben. Jetzt suchen wir die richtige Fluglinie für die Tiere. Wir bauen Transportkisten und besorgen die notwendigen Papiere. Wenn wir das geschafft haben, ist die Welt wieder ein Stück besser geworden. In Rumänien werden heute noch mehr als 30 Löwen privat gehalten, zumeist unter denkbar schlechten Bedingungen. Sowohl in den Tourismuszentren am Meer als auch in den Skigebieten werden diese Tiere als Attraktion eingesperrt, damit sich Menschen mit ihnen fotografieren lassen können.

AUFGEZEICHNET VON **ERNST SCHMIEDERER**

Foto: Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde Wien

Jahrzehntelang verschollen, dokumentieren Millionen von Akten die Geschichte des **WIENER JUDENTUMS** bis zu seiner Vernichtung

Das Archiv der Auslöschung

Sie schlummerten unbeachtet in einer Vorstadtwohnung: Dokumente, die von der Rolle der Israelitischen Kultusgemeinde in der NS-Zeit erzählen VON NIKO WAHL

Ein Archiv ist normalerweise ein Ort der Ordnung. Erst Ordnung und Zugänglichkeit machen es für Benutzer interessant. Im Haus Herklotzgasse 21, in einem unauffälligen Wohnbau aus der Jahrhundertwende im Wiener Arbeiterbezirk Fünfhaus, das bis zur NS-Zeit auch zahlreiche jüdische Vereine, darunter eine Sektion des Sportklubs Makkabi beherbergt hatte, befand sich ein Archiv, das diesen Parametern gar nicht entsprach. Völlig vergessen schlummerte dort ein beträchtlicher Bestand an Akten der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, der bis zum März 1938 knapp 200 000 Menschen angehörten.

Die Akten waren im Sommer 2000 lediglich durch einen Zufall vor dem Verkauf der Immobilie entdeckt worden. Sie füllten 800 Kartons, in einer Wohnung vom Boden bis zur Decke gestapelt. Durch unsachgemäße Lagerung waren viele schwer beschädigt: Für einige Jahre während der NS-Zeit waren sie in eine Mikwe, ein rituelles jüdisches Bad, ausgelagert worden.

Die gefundenen Materialien bieten einzigartige Einblicke in die vergangenen 300 Jahre jüdischer Geschichte und sind nun zentraler Inhalt der Ausstellung *Ordnung muss sein* im Jüdischen Museum Wien. Für Kuratorin Felicitas Heimann-Jelinek speichert das lange Zeit verschollene Archiv das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft. Es kann allerdings nur so lange funktionieren, solange diese Gesellschaft existiert. Folgerichtig thematisiert die Ausstellung in ihrem letzten Raum die Auflösung der Ordnung. Hier finden sich Schnellhefter mit den Listen der Deportationen aus Wien: die Namen von über 48 000 Personen, die in Zügen in Richtung Osten zu ihrer Vernichtung transportiert wurden.

Die gefundenen Bestände beinhalten eine halbe Million Blätter, die aus der Zeit der NS-Herrschaft stammen. Im Unterschied zu jüdischen Gemeinden in Deutschland wurde die Wiener Kultusgemeinde von den Nationalsozialisten nicht aufgelöst, sondern konnte weiterexistieren. Sie wurde im Fürsorgebereich tätig und musste das Regime in der Organisation der erzwungenen Auswanderung unterstützen. Karteikarten, Bücher, Aktenordner und Statistiken des Bestandes erzählen von dieser tragischen Rolle. Später wurde die Gemeinde gezwungen, auch an der Organisation der Deportation ihrer Mitglieder mitzuwirken.

Die Nationalsozialisten benutzten die Kultusgemeinde dazu, ihren eigenen Untergang zu administrieren und diesen auch selbst zu dokumentieren. Die Papiere aus der Herklotzgasse geben heute Aufschluss über die verzweifelte Lebenssituation der Verfolgten in ihren letzten Tagen in Wien. Während der gesamten NS-Zeit wurde die Kultusgemeinde instrumentalisiert: Die nach kurzer Verhaftung wieder entlassenen Funktionäre schöpften Hoffnung, in einer schlimmen Situation zumindest eingeschränkt helfen zu können. Vorerst gab es wenigstens weiterhin die Kultusgemeinde als Institution, und die Fürsorgearbeit – aufgrund von tätlichen Übergriffen, Kündigungen und Verhaftungen wichtiger denn je – konnte fortgeführt werden. Die Organisation der »Auswanderung«, die einer Flucht glich, bot letzte Hoffnung auf einen Ausweg.

Unter ständiger Gängelung durch die Gestapo und Adolf Eichmanns »Zentralstelle für Jüdische Auswanderung« blieb den Funktionären nichts anderes übrig, als unwillentlich Helfer des NS-Terrors zu werden. Kleine Schritte und Entscheidungen waren es, welche die Kultusgemeinde schrittweise in das System integrierten. Für Adolf Eichmann stellte das Wiener Experiment einen ungeheuren Erfolg dar. Die jüdische Selbstverwaltung innerhalb des nationalsozialistischen Vernichtungssystems war derart erfolgreich und effizient, dass sie später als Vorbild bei der Gründung von »Judenräten« in den okkupierten Ländern Europas kopiert wurde.

Für die Kultusgemeinde wurden die täglichen Aufgaben und die erzwungenen Entscheidungen unterdessen immer schwieriger. Bis November 1941 konnte die Kultusgemeinde die offizielle Auswanderung von 128 000 Mitgliedern organisieren. Ein schwieriger Prozess: Amtliche Hürden und Schikanen waren Teil eines Systems, das sicherstellen sollte, dass zwar die Juden, nicht aber ihr Besitz das Land verlassen konnten.

Allein für die »Steuerunbedenklichkeitsbescheinigung« waren vier verschiedene Ämter aufzusuchen. Die von den Flüchtenden abverlangten Steuern überschritten oft deren Vermögen. Ermittelt wurden sie nach dem Schätzwert des Besitzes der Verfolgten – dieser war jedoch meist bereits in Notverkäufen unter Wert veräußert worden, um das alltägliche Überleben zu sichern.

Die Auswandererabteilung der Kultusgemeinde arbeitete auf Hochtouren: Hier wurden gesonderte Beratungsgespräche für verschiedene Berufsgruppen angeboten, Verbindungen zu internationalen Organisationen hergestellt sowie meist handwerkliche oder landwirtschaftliche Ausbildungen angeboten, die den Einzelnen bessere Chancen auf Emigration bieten sollten.

Der schmerzhafteste Teil der Aktivitäten der Kultusgemeinde begann mit der Zeit der Deportationen: Die Gemeinde-Funktionäre setzten wohl keine Menschen auf die Listen und waren somit nicht die, die über Leben und Tod entschieden, sie mussten die Verschleppung jedoch organisatorisch und bürokratisch begleiten. Der Historiker Doron Rabinovici erwähnt in seiner Studie *Instanzen der Ohnmacht* das Tagebuch eines Jugendlichen, der in jener Schreibstube arbeitete, in der die Deportationslisten in der Kultusgemeinde vervielfältigt und alphabetisch geordnet wurden. Zunächst verzweifelt, findet er bald seine Rolle in diesem grausamen Alltag, fühlt sich von den übrigen Mitarbeitern akzeptiert und kann seiner Arbeit sogar »Spaß« abgewinnen.

Die Rolle der jüdischen Bürokratie während der NS-Zeit war Inhalt vieler, vor allem innerjüdischer Diskussionen. Unzweifelhaft unternahm die Gemeinde den erfolgreichen Versuch, die Auswanderung und Flucht eines großen Teils der eigenen Mitglieder zu betreiben. Führende Mitarbeiter schlugen Angebote zur eigenen Flucht aus, um weiterhin helfen zu können. Die Doppelrolle, die sich aus der Zusammenarbeit mit den NS-Behörden und damit dem Beitrag zur Vernichtung ergab, lastete jedoch schwer auf den Überlebenden.

Berüchtigt war der leitende Mitarbeiter der Kultusgemeinde Benjamin Murmelstein – der durch ein erstmals gezeigtes, sechsstündiges Interview im letzten Raum der Ausstellung präsent ist. Zum Zeitpunkt des Anschlusses war der Rabbiner 33 Jahre alt und stand vor einer viel versprechenden Karriere. Als Leiter der Auswanderungsstelle in der NS-Zeit rettete Murmelstein zahllosen Menschen das Leben. Rabinovici charakterisiert ihn als »Administrator«, »Bürokraten« und »Manager im Elend«. Zeitzeugen berichten darüber hinaus von seinem Jähzorn und seiner Gefühlskälte. Was blieb, ist das Bild eines Menschen, der emotional von seinem grausamen Umfeld korrumpiert wurde.